

PAULINOS TAGEBUCH

Ein mosambikanischer Vertragsarbeiter erinnert sich

Paulino Miguel

Erinnerungen

Es könnte so einfach sein mit den Erinnerungen. Immerhin geht es beim Erinnern darum, ein oder mehrere Erlebnisse oder Geschehnisse nachzuerzählen oder wiederzugeben, zu denen man nun einen gewissen zeitlichen Abstand hat. Aber leider ist es nicht so! Erinnerungen können schön, aber auch schmerzhaft sein, vor allem, wenn man einen unerwarteten Zeugen hat, dem man kaum widersprechen kann, weil er alles so aufbewahrt hat bzw. alles so festhielt wie ein Foto, das den Moment auf- fängt und »einfriert«. So geschah es mir eines Tages, als ich bei der Evangelischen Akademie Bad Boll im Sommer 2018 einen Input zum Thema »Als Mosambikanischer Vertragsarbeiter in der DDR« im Rahmen der Tagung »Mauern in internationalen Strukturen und in politischen Diskursen« gab. Ich halte seit vielen Jahren solche Vorträge über das Leben und Wirken der Menschen im ehem. »Bruderstaat DDR«. Es war also nichts Außergewöhnliches, bloß hatte ich aus unerklärlichen Gründen dieses Mal meinen »Zeugen«, mein Tagebuch, dabei, dem ich seit 1983 meine Erlebnisse anvertraue, um meine Erzählungen zu untermauern.

Nachdem ich einige Seiten gelesen hatte, erschien mir danach Vieles in einem anderen Licht. Denn es bestand eine Diskrepanz zwischen meinen Erinnerungen und meinem Tagebuch. Diese Widersprüche halfen mir,

viele meiner Erinnerungen neu zu bewerten. Der »Zeuge« half mir, in vielerlei Hinsicht auf dem Boden der Tatsache stehend, über das Leben im Bruderland zu berichten.

Warum ich mich äußere

Am 24. Februar 1979 unterzeichneten die damalige Volksrepublik Mosambik und die DDR ein Abkommen »über die zeitweilige Beschäftigung mosambikanischer Werktätiger in sozialistischen Betrieben der Deutschen Demokratischen Republik«. Auf der Grundlage dieses Abkommens kam ich Anfang der 1980er Jahre als 12-jähriger Junge aus Mosambik zur schulischen und beruflichen Ausbildung in die DDR. Nach der Berufsausbildung war ich bis Ende der 80er-Jahre Vertragsarbeiter.

Über 20.000 mosambikanische Vertragsarbeiter kamen im Zuge des Abkommens in die DDR. Nicht nur Mosambik, sondern auch andere sogenannte »sozialistische Bruderländer« wie Vietnam, Kuba oder Angola, schlossen solche Freundschaftsverträge mit der DDR. Wir arbeiteten und »lebten« also im Bruderstaat.

Nach Ende der DDR erkämpfte ich mir das Bleiberecht und blieb im vereinten Deutschland. Ich erlebte den real existierenden Sozialismus in meinen prägenden Jahren als Jugendlicher und Heranwachsender, erlebte und gestaltete Proteste und Widerstände, wurde Zeuge der gesellschaftlichen Umbrüche und des Wiederaufbaus sowie der Freuden und Enttäuschungen rund um die

Wiedervereinigung. Die Erinnerungen an diese Zeit, die ich damals in einem Tagebuch festhielt, möchte ich nun mit allen Interessierten teilen.

Es bleibt zu sagen: Die Geschichte vor der Wiedervereinigung, die Wendezeit und die Folgejahre sind noch nicht aufgearbeitet. Momentan ist die Geschichte unvollständig und der 30. Jahrestag der Wiedervereinigung sollte eine Zäsur sein, um die Geschichte zu überdenken. Man hat noch nicht alle Stimmen gehört und dokumentiert, die Perspektiven von allen berücksichtigt, die zu dieser Geschichte beigetragen haben, geschweige denn, sie gewürdigt. Eine gemeinsame Geschichte, in der alle einen würdigen Platz finden, muss noch geschrieben werden.

Neugierde und Solidarität

Unsere Ankunft in der DDR, sowohl als Schüler und Auszubildende, als auch als Vertragsarbeiter, erregte große Aufmerksamkeit. Mein erster Aufenthaltsort war Staßfurt im Bezirk Magdeburg. Dort wohnte ich in einem Schulinternat. Einige Menschen versuchten mit uns in Kontakt zu kommen. Allerdings hatten wir im Wohnheim zwei Betreuer – einen aus dem Herkunftsland der Bewohner und einen aus der DDR. Sie stellten sicher, dass an der Pforte jeder durchleuchtet wurde. Potenzielle Besucher aus der DDR, mosambikanische oder andere Vertragsarbeiter mussten sich Befragungen des Diensthabenden unterziehen. Auf jeden Fall waren die Betreuer so geschult, dass Trickereien meist entdeckt wurden und Versuche, beispielsweise Freunde oder Menschen aus der Mehrheitsgesellschaft ins Wohnheim¹ zu bringen, nahezu zwangsläufig scheiterten. Man brauchte ei-

nen triftigen Grund, um rein- oder nach der Nachtruhe rauszukommen.

Also blieben uns die Kontakte, die von den Verantwortlichen des Betriebes oder den Beauftragten des Mosambikanischen Staates organisiert wurden. Solche Treffen verliefen steif und meistens hielten die Kontakte nicht lange. Bald gab es Gerüchte über das Leben in den Wohnheimen. Man unterstellte uns alles: ein Leben im Luxus, den Bezug von Westprodukten usw. Nicht selten verwehrte man uns deswegen den Kauf von Produkten, die in der DDR als Mangelware galten, da vermutet wurde, dass diese bei uns in den Wohnheimen, die für die Bürger der DDR nicht zugänglich waren, reichlich vorhanden sind. Die Staatsführung schien an der Unterdrückung solcher Spekulationen nicht interessiert zu sein. Wir saßen auf dem Präsentierteller. Es blieben zwei Seiten, nämlich wir und die vielen DDR-Bürger, die wir eigentlich gerne näher hätten kennenlernen wollen, aber nicht durften.

Wenn wir aber die Gelegenheit hatten, DDR-Bürgern über unsere Lage zu erzählen, waren sie sehr gerührt. Manchmal gelang es uns, deutsche Bürger einzuschmuggeln. Was sie sahen, sorgte meistens zwangsläufig für Solidarität. Viele hatten Mitleid und entschuldigten sich: »Wir dachten ihr habt es besser als wir«, war meistens zu hören. »Dass ihr über Jahre zu dritt oder zu viert in einem Zimmer wohnt, ist traurig«, war zu hören. Diese Leute schenkten uns dann viele Sachen oder es entstanden Freundschaften, die nicht sein sollten. Bald halfen einige DDR-Bürger den Mosambikanern, Gottesdienste zu besuchen. Sie kamen mit ihren Trabis oder Wartburgs, um die Kirchgänger abzuholen, und versteckten sich solange bis sie es geschafft hatten über den Zaun zu springen. Dann fuhrten sie entweder nach Magdeburg, Bernburg

oder Halle in die Kirche. Ich bin oftmals in die Disko mitgenommen worden. Wenn man mit den Deutschen kam, war man auch geschützt. Denn bei Schlägereien fühlten sie sich verantwortlich einzugreifen und dich zu beschützen. Noch lieber bin ich ins Stadion gegangen, um meine Lieblingsmannschaft, den 1. FC Magdeburg, zu sehen. Die Deutschen besorgten mir die Tickets und ich musste es nur schaffen, heimlich das Wohnheim zu verlassen, was zu 90 Prozent gelang. Andere halfen uns Freizeitangebote wahrzunehmen, schmuggelten englische Bücher ein oder nahmen uns zu den Volkshochschulen mit. Für uns waren Fremdsprachen tabu. Eine interessante Hilfe, die einige DDR-Bürger uns als Zeichen der Solidarität anboten, war die Verabredung zum Einkaufen. Weil sie mitbekommen hatten, dass wir kein Geld für Kleidung bekamen, sondern Wertbonkarten, unterstützten sie uns, indem wir die Ware mit der Wertbonkarte bezahlten und sie uns das Geld dafür gaben. Keiner der DDR-Bürger fand es gut, dass wir nur da einkaufen konnten, wo es vorgeschrieben war. Meistens gab es dort keine passenden Kleider. Eine Deutsche sagte mir eines Tages, dass Wertbonkarten eigentlich an unselbständige Menschen ausgeteilt würden, denen man nicht zutraut mit Geld umzugehen oder bei einer Krise. Ich dachte damals: Vielleicht war die DDR in einer Krise und man wollte nicht, dass sich die Krise durch unser Geld verschlimmerte. Die Stasi scheint von dieser Praxis jedoch Wind bekommen zu haben, denn bald weigerte sich das Verkaufspersonal Bekleidung zu verkaufen, wenn es ersichtlich war, dass diese nicht für den Käufer bestimmt war. Irgendwann wurde es unter Strafe gestellt und so völlig unterbunden. Alle Beteiligten waren eingeschüchtert. Es gab viele Formen der Solidarität, die ohne

das Wissen der Schulleitung passierten, und auch als Vertragsarbeiter erlebte ich solche Zeichen echter Menschlichkeit. Die nicht von der DDR-Führung organisierten Begegnungen hielten länger, denn es waren ungewungenen Beziehungen.

Die Spitze des Eisbergs – Angriffe und Hetzjagd auf Migranten² in der DDR

Kurz vor der Wiedervereinigung sowie in den Jahren danach hat sich die Situation von Migranten durch die ständige Furcht vor rassistischen Angriffen verschärft. Zudem hatten viele Migranten einen ungeklärten Aufenthaltsstatus und waren von Arbeits- und Obdachlosigkeit betroffen, wie im Falle vieler ehemaliger Vertragsarbeiter. Noch schwerer war die Lage der Asylsuchenden, die durch ihren Status, der ihnen kein Recht auf Arbeit oder Wohnung zugestand, oftmals ihre Zeit in den Parks verbringen mussten und dort Zielscheibe von Pöbeleien und Übergriffen wurden. Solche Angriffe ereigneten sich – als Spitze des Eisbergs – in Staßfurt, in Hoyerswerda, in Rostock, Dresden, Eberswalde oder Berlin, um nur einige zu nennen.

Ob als Auszubildender oder später als Vertragsarbeiter – die Angst, zum Opfer einer rassistischen Gewalttat zu werden, war stets präsent. Selbst die von den Verantwortlichen verordneten Einschränkungen, die ich als Auszubildender und Vertragsarbeiter über mich ergehen lassen musste, um möglichst nicht zur DDR-Gesellschaft zu gehören, konnten nicht verhindern, dass die Realität zutage kam: Rassismus gehörte in der DDR zum Alltag. Rassismus war, wurde und ist Realität und hatte bereits vor der Wiedervereinigung ein unglaubliches Ausmaß erreicht.

Allerdings wurde dies weder in den Medien noch in der Öffentlichkeit, geschweige denn in Versammlungen oder im Schulalltag thematisiert. Für die Staatsmacht der DDR war Rassismus nicht vorhanden. Menschen oder Politiker aus den Bruderländern durften dieses Bild nicht stören und hatten stattdessen, so scheint mir, alle Anfeindungen hinzunehmen. Denn ich erlebte, dass meine Vorgesetzten bei Meldungen über Rassismus nie reagierten. Gab es überhaupt eine Reaktion, glich diese stets einem Bumerang: Wer Rassismus anprangerte, wurde als Provokateur abgestempelt. Aus Opfern rassistischer Gewalt wurden Täter gemacht. So kannten wir Rassismus, Faschismus, Skinheads in Verbindung zum kapitalistischen Ausland. In der DDR sprach man bestenfalls von »Rowdys«, die nicht nur gegen Afrikaner oder Asiaten seien, sondern gegen alles. Wenn sie nicht herausgefordert werden würden, würde aber schon nichts passieren, gab man uns zu verstehen. Und hielt man sich an den vereinbarten Orten auf, so die Verantwortlichen der DDR und meines Landes, würde man sich auch nicht in diese Situationen bringen, für die man am Ende selbst verantwortlich ist.

Rassismus, Gewalterfahrungen und Mord

Aus uns wurden junge Frauen und Männer, die etwas erleben wollten. Es wuchsen Bärte, die süßen Gesichter verschwanden. Obwohl wir abgeschottet waren, spürten wir bei Ausgängen und gelegentlichen Treffen, auf Spielplätzen oder beim Einkaufen in den Kaufhallen oder Warenhäusern Widerstände, die immer größer wurden. Teilweise weigerte man sich, uns etwas zu verkaufen, vor allem wenn die Ware begehrenswert war, wie Sto-

ne Washed Jeans, Salamander Schuhe, oder Früchte, wie Ananas, Orangen oder Bananen. Interessanterweise haben wir solche Früchte nie als besonders angesehen, denn davon hatten wir in unserer »ersten Heimat« genug gehabt. Da war die Birne oder der Pfirsich die richtige Abwechslung. Ich stand oftmals vor Kinokassen, die angeblich keine Tickets mehr hatten. So erinnere ich mich an Filme, die ich gerne sehen wollte, die zu sehen aber erst nach mehreren Anläufen klappte: »Beverly Hills Cop – Ich lös' den Fall auf jeden Fall« mit Eddy Murphy im Jahre 1987, »Tootsie« mit Dustin Hoffman im Jahre 1985, »E. T. – Der Außerirdische« mit Drew Barrymore im Jahre 1988. Oftmals erlebte ich verbale Angriffe sowie die Verbreitung von Unwahrheiten über unser Leben. Auf die verbale Gewalt folgten bald körperliche Angriffe. Vor allen in den Diskotheken, Bars und auf dem Rummel. Wir sind gerne auf dem Rummel gewesen. Dort gab es Broiler zu kaufen. Das hat besser geschmeckt als der geräucherte Broiler, den wir in unserem Schulspeisenraum zu essen bekamen. Auch hier gab es Beschwerden und Rangeleien, wenn mehr als drei Schwarze in der Schlange standen. Es betraf auch andere Angebote des Rummels wie Karussells oder den Schießstand. Immer wenn wir mehr waren, gab es Getuschel darüber, warum wir uns anstellten. Teilweise unterstellte man uns dann, dass wir uns vordrängelten. Wir haben natürlich solche Vorkommnisse über verbale und körperliche Gewalterfahrungen an die Schulleitung gemeldet. Aber die Realität im Freundesland DDR sah ganz anders aus: Der Rassismus hatte ein unerträgliches Ausmaß erreicht. Er war sehr ausgeprägt in der DDR und auch nicht zu ignorieren, auch wenn er in der Politik ausgeblendet wurde. Allein das Handeln der Verantwortlichen zeigt, dass sie versuchten,

es mit noch mehr Abschottung der Betroffenen einzudämmen. So hat die Schule eigene Diskoabende veranstaltet und zeitweise wurden Filme auch in der Schulturnhalle oder im Speisesaal gezeigt, da es für uns zunehmend schwieriger wurde an öffentlichen Freizeitangeboten teilzunehmen. Diese Maßnahmen der Wohnheim-internen Freizeitangebote erlebte ich auch als Vertragsarbeiter in der Harzer Stadt Wernigerode. Unangenehm war der von uns erlebte Rassismus auch für unsere Mitschüler mit weißer Hautfarbe. Als eines Tages in der Diskothek nur unser weißer mosambikanischer Mitschüler reingelassen wurde und wir nicht, hat er sich mit uns solidarisiert und verlangte sein Geld zurück, obwohl wir ihm sagten, dass er bleiben könne, da keiner etwas für seine Hautfarbe kann. Aber er blieb dabei und solidarisierte sich mit uns und ging wieder mit uns weg. Wir fanden an dem Abend andere Beschäftigungen. Aber auch das eigene Schulfreizeitangebot wie Schul kino, Restaurant oder Disko konnte nicht den Wunsch ersetzen, auszugehen, sich auszutauschen, nach Liebesbeziehungen, Freundschaften und allgemein nach Freizeitangeboten zu suchen.

Die gewalttätigen Auseinandersetzungen mit DDR-Jugendlichen, aber auch mit Erwachsenen wurden trotzdem zum Ende der DDR immer intensiver. Der Rassismus war eigentlich nicht mehr zu leugnen, obwohl alles getan wurde, uns aus dem DDR-Alltag fernzuhalten. Der traurige Höhepunkt dieses »Nichtgewollt-Seins« war für mich der tödliche rassistische Angriff auf unseren Mitschüler Carlos Conceição nach einem Disko-Besuch in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1987. Er wurde zusammengeschlagen und über das Brückengeländer in den Fluss Bode gestoßen. Die Leiche wurde am nächsten Tag geborgen. Nun hatte

der ignorierte Rassismus seinen Tribut gefordert. Aber auch hier ließ man uns nicht in Ruhe trauern. Man tat so, als müssten wir mit unserer Trauer besonnen umgehen und nicht übertreiben. Schließlich könnte so was überall auf der Welt passieren. Aber für uns war die Bedrohung von Anfang an real. Es passierte in unserer unmittelbaren Nähe. Es passierte in unserer Lebenswelt, in unserem Umfeld. Es hätte jeden treffen können, auch mich.

Die Tage darauf waren sehr schwer zu ertragen. Die Stimmung in der Schule, in Staßfurt und auch in den angrenzenden Vororten war schlecht. Zu den traurigsten Erlebnissen dieser Zeit gehört für mich eine Situation, in der ich in einem A&V-Laden nach billiger Kleidung Ausschau hielt. Während ich auf die Bedienung wartete, bis ich drankam, zupfte ein kleines, wahrscheinlich sieben oder acht Jahre altes deutsches Mädchen an meiner Hose und versuchte so meine Aufmerksamkeit zu erhalten. Als ich sie endlich anschaute, bat sie mich mit ängstlicher Stimme: »Bitte bringe mich nicht um.« Ich war irritiert davon, was sie sagte und meinte: »Warum sollte ich dich umbringen?« Später erfuhr ich, dass in Staßfurt das Gerücht umging, dass wir uns für den Tod von Carlos Conceição rächen und Deutsche umbringen wollten.

Auch wir trugen die DDR voller Hoffnung zu Grabe

Die Missstände in der DDR waren für alle sichtbar. Trotz der strengen Kontrolle in den Wohnheimen der Schüler, Auszubildenden oder Vertragsarbeiter diskutierten wir über Meinungs- und Reisefreiheit. Fast jeder von uns wollte diese Freiheiten auch genießen,

die im Westen laut unseren Informationen ausreichend vorhanden waren. Die Informationen über die Freiheit im Westen wurde durch Mundpropaganda und über Briefe von einigen Familienmitgliedern, die in Südafrika, in Portugal oder Frankreich lebten, weitergegeben. Auch über Dinge wie Fußball sickerten Informationen durch. Ich fand zum Beispiel Pierre Littbarski als Spieler sehr gut, weil er so trickste wie wir Afrikaner Fußball lieben. Mit diesen Informationsquellen glaubten wir über das Leben im Westen Bescheid zu wissen. Der Alltag wurde nicht nur der DDR-Bevölkerung zur Belastung, sondern auch für uns »Menschen aus den Bruderstaaten«. Der einzige Unterschied war, dass es bei uns zu einer mehrfachen Belastung wurde: Arbeitsbelastung, schwieriger Alltag aufgrund von Rassismus und Ausgrenzung, Einsamkeit trotz Alltag in Menschenmassen und die Abhängigkeit von der DDR und Mosambik. Bald gab es für uns keine plausiblen Erklärungen mehr, warum wir als Schüler oder Vertragsarbeiter im Alltag eingeschränkt waren.

Die Missstände in der DDR haben wir nicht einfach hingenommen. Es gab Arbeitsniederlegungen bei Vertragsarbeitern, aber auch bei Schülern. Ich erinnere mich daran, dass wir Schüler uns weigerten, bei »Arbeit und Erholung«³ weiter mitzumachen. In den Sommerferien 1985 waren meine Klasse 10 und die Klasse 284, also insgesamt 60 Schüler, nach Leipzig zur »Arbeit und Erholung« beordert worden. Der Arbeitsdruck war so groß, dass wir es nicht mehr aushielten. Wir mussten mit Hacke und Picke in Leipzig-Grünau Kanäle für Starkstrom schaufeln – 8 Stunden pro Tag. Wir wollten weniger Stunden pro Tag arbeiten, denn immerhin waren wir noch Schüler und keine Werk tätigen. Wir wollten endlich in den zweiten Teil dieser

Maßnahme übergehen, nämlich »Erholung«: Aber leider war es sehr viel mehr Arbeit als Erholung. Als wir dann bessere Bezahlung forderten, kam die Antwort: »Wenn ihr mehr Geld wollt, dann könnt ihr in den Westen gehen«. Da wir uns dennoch weigerten, uns dem Arbeitsdruck zu beugen, wurde die Maßnahme abgebrochen und wir wurden nach Staßfurt zurückgeschickt. In der Schule warteten der Schulleiter und ein Klassenlehrer, der mit einigen von uns in ein Gerangel geriet. Einer unserer Kollegen wurde dabei geschlagen. Laut den Parteiverantwortlichen hatten wir Mosambik sowie die DDR-Freundschaft missbraucht und die gesamte Führung der Schule blamiert. Wir wurden bestraft und für die Zeit, die wir gearbeitet haben, wurde uns der Lohn vorenthalten. Einen Klassenkameraden kostete es den Aufenthalt. Er wurde nach Mosambik abgeschoben, da man ihm Unruhestiftung unterstellte. Das war eine schlimme Abschiebung, denn er konnte nichts mitnehmen.

Der gesamte Alltag war so belastend, dass einige Mitschüler ihre Abschiebungen selbst provozierten, um sich zu befreien. Hier fällt mir die Geschichte von Julio aus meiner Klasse ein. Während eines Fahnenappells in Anwesenheit des mosambikanischen Botschafters, der 900 Mitschüler und der gesamten Schulleitung ging er zu dem geparkten Autokonvoi des Botschafters und fing an, die Antennen sowie die Spiegel der Autos zu beschädigen. Seine Abschiebung war damit sicher. Ich erinnere mich auch an einen Fall, der für viel Furore in der Schule und in Mosambik gesorgt hat. Etwa fünf mosambikanische Jugendliche verbrannten gemeinsam die mosambikanische und die DDR-Fahne. Auch diese wurden abgeschoben. Abschiebungen gab es wegen Schwangerschaften oder bei Auflehnung gegen die

strengen Normen und das System.

Auch ich erinnere mich an schwere Zeiten als Kind und Jugendlicher. In der DDR war ich sowohl als Auszubildender als auch als Vertragsarbeiter immer mit vielen Menschen zusammen. Das galt auch im privaten Umfeld, da ich über viele Jahre immer ein Zimmer mit zwei oder vier weiteren Leuten teilen musste. In der Öffentlichkeit waren meine Kollegen und ich immer zusammen: Bei den großen Kundgebungen zum 1. Mai, zum Tag der Befreiung der DDR und von Mosambik, zum Morgenappel, zum Brigaden-Treffen des Betriebs, zur Betriebsversammlung oder zum Ferien- und Urlaubslager. Es gab immer Anlass, in der Menschenmenge zu sein. Momente der Ruhe oder des Rückzuges kannte ich kaum. Immer hatte ich jemanden zum Unterhalten. Auch einige Jahre nach der Wiedervereinigung waren Menschenmengen keine Seltenheit, beispielsweise bei der Woche der Ausländischen Mitbürger. Aber wenn ich mein Tagebuch interpretiere, lese ich dort von einer anderen Geschichte, einer Geschichte von Einsamkeit.

Der Wunsch nach Freiheit und Ausbruch aus dem System des durchdiktierten Alltags war enorm. Einige Schüler und Vertragsarbeiter versuchten über die Grüne Grenze in die BRD zu fliehen. Viele landeten im Gefängnis und die meisten wurden danach abgeschoben. Wenn Vertragsarbeiter ins Gefängnis kamen, wurde uns gesagt, dass die Kollegen im Krankenhaus oder versetzt worden seien. Einige Kollegen, die damals sehr mutig waren und den Entschluss fassten, in den Westen zu fliehen, trauen sich bis heute nicht darüber öffentlich zu reden. Immer noch befürchten sie in ihren Heimatländern als Landesverräter stigmatisiert zu werden.

Auch der Arbeitsdruck bei den Vertragsarbeitern war groß. Noch schlimmer war

aber, dass wir trotz eines Facharbeiterbriefs nicht entsprechend⁵ eingesetzt wurden. Ich wehrte mich gegen einen solchen willkürlichen Einsatz, trotz Mahnungen und Androhung zur Abschiebung, denn ich wollte in meinem Beruf bzw. meiner Qualifikation entsprechend arbeiten. Ich war ausgebildeter Instandhaltungsmechaniker. Meine Forderungen wurden angenommen. Ich wurde als Hydraulikschlosser eingestellt. Ich konnte sogar meine Schweißkenntnisse vertiefen. Vier weitere aus meinem Wohnheim schafften es auch entsprechend ihrer Qualifikation zu arbeiten: ein Hydrauliker, zwei Elektromechaniker und ein Pneumatiker.

Kurz vor der Kündigung im Zuge der Deutschen Einheit wurden wir allerdings ausgemustert und zur Waldarbeit auf den Brocken geschickt. Hier sollten wir solange dem Förster helfen, bis unser Abschiebungstermin käme. Nicht nur die völlig unpassende Arbeitsbekleidung, auch die Kälte hat uns zugesetzt. In warme Bekleidung für uns wollte niemand mehr investieren. Wir streikten, und schließlich erschienen einige von uns nicht mehr zur Arbeit im Wald. Auf dem Brocken konnte man ganz gut die Städte im Westen sehen, u. a. Goslar und Bad Harzburg, wie ich später erfuhr. »Dort ist also die Freiheit. Dort sollte man sein und ich muss frieren.« – wir froren und auch deshalb haben wir gemeinsam mit den Deutschen die DDR zu Grabe getragen und trauern ihr nicht nach.

Mauerfall und Wiedervereinigung

Mit dem Untergang der DDR stieg die Hoffnung auf einen besseren und harmonischeren Alltag für Vertragsarbeiter und Migranten. Auch wir bejubelten den Fall der Mauer und

hofften darauf, uns mit den »Wessis«, die wir heimlich bewunderten, zu vereinen. Viele der Vertragsarbeiter freuten sich auch auf das Begrüßungsgeld⁶.

Nicht zuletzt hatten wir als Teil der »DDR-Produktionskraft« durch das Hinterfragen des Systems und den Sinn der strengen Überwachung dazu beigetragen, die DDR untergehen zu lassen. Trotz der staatlich verordneten Entbehrungen und der Abschottung im DDR-Alltag schlossen wir Freundschaften, gründeten Familien und zeigten somit, dass wir uns nicht entmenslichen lassen und auch die DDR-Bürger nie als Gegner ansehen würden, sondern als Menschen, die wir näher kennenlernen wollten. Das gilt auch für die Zeit nach der Wiedervereinigung. Nicht zuletzt entschieden viele ehemalige Vertragsarbeiter und Absolventen, darunter auch ich, trotz der Pogrome und ungerechten Massenabschiebungen hier zu bleiben. Wir gaben also nicht auf und nahmen die Herausforderungen an, um den gesellschaftlichen Frieden und Zusammenhalt zu erreichen und zu wahren. Damit tragen wir ehemaligen DDR-Vertragsarbeiter zum Zusammenhalt der deutschen Gesellschaft und zur Verteidigung der Demokratie bei.

Es sei daran erinnert, dass viele der über sechzehntausend Mosambikaner, über zehntausend Kubaner, über sechzigtausend Vietnamesen und auch einige tausende Angolaner⁷ an den friedlichen Demonstrationen teilgenommen, für besseren Lohn gestreikt, sich unbeliebt gemacht oder mit dem Versuch, nach Westdeutschland zu fliehen, ihr Leben riskiert haben – eine Tat, die meistens mit Gefängnis und Abschiebung geahndet wurde. Nicht nur die DDR-Bürger, auch wir waren unbequem für das SED-Regime geworden.

Allerdings stellten wir nach der Wiedervereinigung schnell fest, dass das von der DDR an Vertragsarbeitern verübte Unrecht, wie Gefängnis wegen Hinterfragung des Systems, fehlende Religionsfreiheit oder ungerechte Abschiebungen, nie gewürdigt wurde. Dieser Teil der deutschen Geschichte fand auch im wiedervereinten Deutschland kaum Beachtung. Die Geschichte wird bis heute ohne uns gemacht. Wir wurden nur als Teil des Untergangs betrachtet, ohne eigene Zukunft im wiedervereinten Deutschland. Wir sollten mit der DDR untergehen, wir sind untergegangen worden. Wir wurden Teil der Insolvenzmasse! »DDR-Altlasten«, die es abzuwickeln galt. Chancen in der neuen Freiheit, die auch wir miterkämpft hatten, oder gar Anerkennung wurden uns verwehrt durch den Entzug von Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis. Stattdessen wurden wir gesellschaftlich zur Persona non grata erklärt. Wir wurden noch viele Jahre nach der Wiedervereinigung aufgefordert auszureisen. Von der unverzichtbaren »Produktivkraft« wurden wir zum Bittsteller gemacht, denn jetzt stand der Kampf um den Aufenthalt für ein geordnetes Leben in Deutschland im Vordergrund unseres Alltags. So sagte mir im Dezember 1990 ein Beamter, dass wir mit dem falschen Staat Verträge gehabt hätten und mit dem Untergang der DDR nun nicht mehr existent seien. »Heute braucht ihr nicht zur Arbeit zu gehen«, sagte uns eines Tages unsere Betreuerin im Wohnheim. Sie solle uns diese Anordnung von der Betriebsleitung des Metallgusswerks Wernigerode weitergeben. Ich war als Vertragsarbeiter dort angestellt und arbeitete dort nach meiner Ausbildung als Instandhaltungsmechaniker im VEB Kali- und Steinsalzbetrieb Saale in Staßfurt als Hydraulikschlosser. »Wie wir brauchen nicht zu

Arbeit zu gehen?«, – was sagt sie?! – »Wir haben aber Schicht!« –

»Nein, habt ihr nicht mehr. Ihr könnt weiter-schlafen oder sonst was anderes machen⁸. Bald müsst ihr nach Hause fliegen.« – »Was sagt sie da?«, fragte ich mich, »Ich habe doch bis 1993 einen Arbeitsvertrag und auch einen Aufenthalt.« Aber das zählte nicht mehr. Das war sozusagen die Entlassung, meine Entlassung. Dieses Arbeitsende war wie eine Vollbremsung! Die schriftliche Kündigung wurde mir dann am 11. Juni 1990 zugestellt. Bis Ende September dürfte ich noch weiterarbeiten, war zu lesen. Damit gehörte ich noch zu den Glücklichen. Es gab Betriebe, die die Vertragsarbeiter nach der Entlassung sofort abgeschoben haben, was zu einem Riesenandrang auf die Flugzeuge führte, denn die DDR musste mehrere Tausend Vertragsarbeiter aus Vietnam, Mosambik, Kuba, Mongolei und Angola abschieben. Ich verlor dennoch als einer der ersten meine Arbeit, dank der Unterstützung vieler solidarischer Menschen aus Ost- und Westdeutschland konnte ich dennoch in der BRD bleiben. Ab nun ging es um unsere gesamte Existenz. Die staatlichen Vertreter bemühten sich uns los zu werden – auch die mosambikanischen. Bald hieß es, wir würden eine Abfindung in Höhe von 3000 Mark bekommen, wo- mit die erzwungene Ausreise bzw. Abschiebung versüßt oder entschädigt werden sollte. Zusätzlich zahlte der VEB 70 Prozent von drei Monatslöhnen.

Während dieser Zeit, in der wir genug mit anderen Sorgen zu tun hatten, nahmen die Anfeindungen im Alltag zu. Weil auch einige Deutsche ihre Arbeit verloren, wurden die Sündenböcke schnell ausfindig gemacht: wir! Menschen, die mit uns gegen das System demonstriert hatten, die mit uns gearbeitet hatten, sahen in uns nun plötzlich

Konkurrenten oder stuften uns als gefährlich ein. Leider wollten die schlechten Nachrichten nicht abreißen. Denn jetzt hieß es für die meisten Vertragsarbeiter entweder einen neuen Job und eine Wohnung finden oder ab nach Mosambik, Vietnam, Kuba, Mongolei oder Angola. Im Wohnheim konnte man nur bleiben, wenn man noch nicht im Betrieb gekündigt worden war. Die Heimleiterin bzw. die Pförtnerin, unsere Betreuerin – ich weiß nicht, welche Funktion sie offiziell hatte – klang etwas arrogant, als sie die Worte »Jetzt heißt es ab nach Hause!«, sagte. Als hätte sie es kaum abwarten können, als wäre es nicht diese Heimleiterin gewesen, die mit uns Feste gefeiert hatte. Als wäre sie dafür, dass wir besser gestern abreisen hätten müssen als jetzt. Naja, vielleicht klang sie nur so! Vielleicht war sie genauso mit der Situation überfordert wie wir.

Nun dachten mancher deutsche ehemalige Arbeitskollege und unzählige Bürger, dass der Weg zur Wiedervereinigung besser ohne uns Vertragsarbeiter beschriftet werden sollte. Es würde ja alles besser werden, dann seien wir nicht mehr zu gebrauchen. Manchmal gab es mutige Leute, die uns das ins Gesicht gesagt haben. Monate später war die Hemmschwelle noch niedriger geworden und man brauchte keinen Mut mehr, man brüllte einfach jeden aus den ehemaligen »Bruderstaaten« an und viele klatschten oder brüllten mit. »Geht raus!«, »Haut ab!«, »Ausländer raus!« waren Anfeindungen, die ich und Kollegen in vielen Städten erlebten. Wir wurden also gelinde gesagt »ausgebruderstaatet«. Wir waren fast die ersten, die die Kündigungen bekamen. So eine Karriere! Von »unverzichtbar« zum Nichts. Bald war das, was wir vor dem Fall der Mauer genügend erlebt hatten, nämlich Rassismus und Ausgrenzung, nicht nur zur Kontinuität geworden, sondern

war vielerorts noch präsenter. Denn nun war auch unsere »schützende Quarantäne« im Wohnheim Geschichte. Was zu DDR-Zeiten im Verborgenen geschah, nämlich die Trennung in »Wir« und »die Anderen«, die auch von der Stadtplanung hergestellt worden war, indem sie unsere Wohnheime am Rande der Stadt platzierte, geschah jetzt in aller Öffentlichkeit. Die Trennung, diese Architektur des Auseinanderhaltens, diese Abschottung von Menschen zeigte nun ihren traurigen »Sinn«: Denn jetzt, wo man alles sagen durfte, wo man sich nicht mehr verstecken musste, standen die Wohnheime exponiert da. Man konnte endlich öffentlich sagen: Dort bei den Mosis, bei den Briketts⁹ oder bei den Fidschis¹⁰!

Vertragsarbeiter mussten so oder so die schützende Höhle verlassen, um nach einem Job zu suchen oder sich um den Aufenthalt zu bemühen. Wohnheime wurden zum Angriffsziel, zum Ort an dem abgerechnet wurde – für alle Schäden, die diese Umbruchzeit verursachte und für die man einen Sündenbock gefunden hatte. »Ausländer raus!« wurde zum häufigsten »Chor«, der angestimmt wurde, wenn Unzufriedene irgend- wie »Dampf ablassen« wollten.

Die persönliche Bedrohung war sehr real und auch mich verunsicherte sie. So vertraute ich am 20. Juli 1991 meinem Tagebuch Folgendes an: »Ich fühle mich unsicher. Es ist keine Seltenheit zu hören, dass irgendwo ein Ausländer angegriffen oder verletzt wurde.«

Fünf Tage später, am 25. Juli 1991, notierte ich, dass »die Feindschaft gegenüber Ausländern immer mehr zunimmt. Heute hat man uns beschuldigt ein Mädchen am Baggersee, wo wir gezeltet haben, belästigt zu haben. Über 30 kampfbereite Männer und Frauen waren da, um uns zusammenzuschlagen. Aber zunächst haben sie einen Deutschen verhauen,

der sich schützend vor uns gestellt hat. Das angeblich belästigte Mädchen konnte niemanden wiedererkennen.«

Sie sah echt verängstigt aus. Mit Sicherheit wurde sie von ihren Begleitern zu der Behauptung über eine Belästigung gezwungen. Rassismus und rassistische Angriffe waren auch in der DDR an der Tagesordnung, wurden aber ignoriert. Es war sozusagen die Spitze des Eisbergs, die nach der Wende zum Vorschein kam. Einen Angriff erlebte ich am Himmelfahrtstag 1994 in Magdeburg. Auch sonst fühlten wir uns durch die Berichte von Rostock und Hoyerswerda¹¹ bedroht. Viele der Angriffe auf Vertragsarbeiterwohnheime oder auf die Vertragsarbeiter selbst wurden nie für die Öffentlichkeit dokumentiert. Von einigen erfuhr ich erst im Rahmen einiger Oral-History-Interviews¹², die ich geführt habe. Doch trotz dieser Gewalt und trotz der Massenabschiebungen sind Tausende von Vertragsarbeitern geblieben und prägen Deutschland mit.

Zur »Fehlerhaften Apparatur« degradiert? –
Migranten und Migrantisierte

Mit der Wiedervereinigung lernten wir viel Neues aus dem Westen, sowohl Positives als auch Negatives. So stellten wir fest, dass die BRD-Migranten ebenso mit Rassismus zu kämpfen hatten wie wir. Wir lernten von Rassismus betroffenen Menschen in Westdeutschland, dass man sich empoweren kann, dass auch Demonstrationen erlaubt sind, und dass dieses Recht auch Zuwanderern zusteht. Aber wir mussten auch lernen, dass es verschiedene Deutungsmuster gibt über die Wiedervereinigung. Bloß eines scheint immer gleich zu sein: Migranten, PoC oder

Blacks haben keinen Platz in der Geschichte der deutschen Wiedervereinigung. Es wird kaum erzählt, dass wir im Zuge der Wiedervereinigung viel Leid und Einschränkungen hinnehmen mussten.

Mit dem Wort Integration, das für ehemalige Gastarbeiter zum Dauerthema in der BRD geworden war, wurden auch wir konfrontiert. Wir stießen mit unseren Köpfen an diese »Decke« der Integration und mussten feststellen, dass traurigerweise diese Decke auch für die zweite Generation galt, der Kinder der sogenannten Gastarbeiter, die in der BRD geboren und aufgewachsen waren. Sie wurden und werden bis heute migrantisiert. Das Wort Integration hat für mich mit der Wende eine neue Bedeutung gewonnen. In der DDR spielte das Thema Integration keine Rolle bzw. habe ich es noch nie im Zusammenhang mit uns gehört. Wir waren nur Ausländer. In der DDR sollten wir ja nicht dazugehören oder uns heimisch fühlen. Laut der politischen Architektur durfte es dort auch keine Nachkommen von Vertragsarbeitern geben. Die gibt es aber, soll an dieser Stelle gesagt werden, obwohl alles getan wurde, um die Existenz auch dieser Kinder zu verschweigen. Aber Kinder von Gastarbeitern in der BRD besuchten Kindertagesstätten und öffentliche Schulen. Dass diese zu Ausländern degradiert werden und mit dem Stigma »zu integrierender Menschen« versehen werden, finde ich immer noch sehr seltsam. Menschen, die hier geboren sind, integrieren? Wurden sie etwa in einem parallelen oder virtuellen Deutschland geboren? Warum kreisen die einzigen Gedanken, die man sich über diese Menschen macht, darum, dass sie hilfsbedürftig sind oder Anpassung brauchen? Auf jeden Fall hatte ich nun mit den westdeutschen Migranten und Migrantisierten eine Gemeinsamkeit: Wir wurden

alle, ohne Ausnahme, zu Integrationsmasse erklärt.

Ich erinnere mich jetzt, dass ich das Wort Integration doch schon in der DDR kennengelernt habe, wenn auch in einem völlig anderen Kontext. Es war in der Ausbildung als Instandhaltungsmechaniker. Dort lernte ich, Module in einer Apparatur zu integrieren. Da ich mich seit der Wiedervereinigung viel mit der Diskussion über den Begriff der Integration beschäftige und die Diskussion absurderweise meist so geführt wird, als handele es sich bei den Menschen um Dinge, die Teile unserer Gesellschaft sind oder nicht sind, muss ich immer wieder an diese modulare Apparatur denken. Migrantisierte oder Migranten scheinen in Deutschland als eine Apparatur mit Fehlfunktionen zu gelten, die immer wieder Mängel aufweist. Integrationskonzepte bzw. Reparaturskizzen scheinen nie zu funktionieren, obwohl viele Mechaniker und Integrationsingenieure sich daranmachen und Integrationsanleitungen folgen, die jede Wahlperiode erneut hervorbringt. Dabei scheint man sich in einigen Betriebs- bzw. Integrationsanleitungen sogar sehr gut mit den Lösungen auszukennen. In der einen las ich eines Tages davon, dass die Module »gut abgestimmt« sein müssten. In einer anderen hieß es: »Integration ist keine Einbahnstraße«, und ich dachte mir: »Warm, wärmer, am wärmsten!«

Woran liegt es, dass es trotz dieser konkreten Weisheit anscheinend nicht klappt? Vielleicht liegt der Fehler bei den selbsternannten »Integratoren«, die nicht merken, dass die Apparatur wunderbar funktioniert und gar keine Fehler aufweist. Vielleicht verstehen sie diese Apparatur einfach nicht, weil sie ihre Vielfalt nicht anerkennen, in der alle Module zum Gelingen der Einheit beitragen

müssen. Vielleicht, weil sie mit einer falschen Betriebsanleitung arbeiten. Vielleicht liegt es an den Farben der Module, die der Integrator als Fehlermeldungen interpretiert. Vielleicht liegt es an der Optik des »Integrators«, der immer wieder seine verstellten Linsen benutzt. Alle Module müssen richtig eingebaut sein, damit die Apparatur läuft. Ein Teil des Moduls kann sich nicht aus der Apparatur rausnehmen, um die anderen anzuleiten. Liegt es also vielleicht daran, dass der »Integrator« nicht merkt, dass er auch nur ein Modul von vielen ist, dass die Funktion, die er ausüben versucht, der Fehler ist?

Anmerkungen

1 Wohnheime spielten in der DDR eine wichtige Rolle für die Menschen aus den sozialistischen Bruderstaaten. Es gab Arbeiter-, und Lehrlingswohnheime, Schulinternate und Studentenwohnheime. Alles was für Vertragsarbeiter, Auszubildende oder Studierende in der DDR-Öffentlichkeit nicht möglich war, wie politische Diskurse, die nicht Linientreu waren – zu Fragen danach, ob der Sozialismus einen Sinn hat, Diskussionen über Rassismus, Diskriminierung und Ausgrenzungen, Gespräche über Bürgerkriege, über ethnische Spannungen, über Traditionspflege – aber auch unsere Feste, Talentshows, Musik und Gesang, Modenschauen, Tauschgeschäfte und Handel, Liebesbeziehungen und ehrliche Solidaritätsbekundungen wurden in die Wohnheime verlagert. Auch die Deutschen, die es schafften, in die Wohnheime zu gelangen, nahmen an solchen alltäglichen Wohnheim-Aktivitäten teil. Nicht selten packten sie hier ihre Sorgen und ihren Kummer aus. Hier waren wir alle gleich.

2 Der Terminus »Migranten« wird hier meistens im Zusammenhang mit der Zeit nach der Wiedervereinigung benutzt, das Wort »Ausländer« dagegen in Zusammenhang mit der DDR. Dort wurden wir als Ausländer betitelt. Die unterschiedlichen Begriffe sind meinem Leben in beiden Deutschlands geschuldet und sie werden kontextuell angewendet. In diesem Beitrag geht es also nicht um die Selbstdefinition oder den Stand des Empowerments.

3 Bei Maßnahmen zur »Arbeit und Erholung« konnten sich Studierende, Schüler und Auszubildende bei der Waldarbeit, der Obsternte oder der Betreuung von Kindern

in Verbindung mit Freizeitangeboten etwas hinzuverdienen.

4 Die »Schule der Freundschaft« wurde 1970 in Straßfurt gegründet, in die mosambikanischen Kinder eine Schul- und Berufsausbildung erhalten sollten. Damals waren wir 900 Schüler, die sich auf je 30 Personen pro Klasse verteilten.

5 Welche Ausbildung Vertragsarbeiter mitbrachten oder in der DDR erworben hatten, spielte meistens gar keine Rolle. Wenn ein VEB (Volkseigener Betrieb) Obstbauern oder Gießer brauchte, dann wurden alle zum Obstbauer oder zum Gießereiarbeiter umfunktioniert.

6 Anscheinend gab es keine Regeln bei der Schenkung des Begrüßungsgeldes. Nach meinen Gesprächen mit anderen Vertragsarbeitern zu schließen, haben es manche bekommen, während andere in den Behörden aufs Übelste beschimpft und mit dem Hinweis, dass sie keine DDR-Bürger oder Deutsche wären und somit nicht die ihnen zustehenden 100 D-Mark bekämen, weggeschickt worden sind.

7 Diese gibt an, wie viele Mosambikaner zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung im Geltungsbereich der DDR lebten. Aber insgesamt hatten seit 1979 über 21.000 mosambikanische Vertragsarbeiter im Vierjahresturnus in der DDR gearbeitet. Auch die Zahlen für die anderen Länder gelten für den Zeitpunkt Wiedervereinigung.

8 Lange durften wir allerdings nicht schlafen, wie sie behauptet hatte, denn bald wurde eine Tätigkeit für uns gefunden, damit wir bis zum letzten Tag unseres Aufenthaltes nützlich blieben. Wir mussten in der Försterei arbeiten.

9 So nannte man Mosambikaner (»Mosis«) und wenn es rassistisch zuging »Briketts«.

10 Pejorative Bezeichnung für Vietnamesi-

sche Vertragsarbeiter.

11 Diesem Angriff entkam ich nur knapp. Ich war Stunden vor dem Angriff mit einer deutschen Familie zusammen in Hoyerswerda, um Landsleute zu besuchen. Wir verließen die Stadt Richtung Magdeburg, als von den Angriffen berichtet wurde. In Magdeburg angekommen, sahen wir die Bilder im Fernsehen.

12 Ehem. Vertragsarbeiter vertrauen mir immer wieder ihre Geschichten an. Eine Veröffentlichung ist geplant.